

KIM NINA
OCKER

rise

LESEPROBE

DIE ANKÜNDIGUNG

 FOREVER 



Die Autorin

Kim Nina Ocker, aufgewachsen im beschaulichen Büren in Nordrhein-Westfalen, zeigte schon früh ein großes Interesse am Schreiben. Ihr erstes literarisches Meisterwerk bestand aus einer beinahe wortgetreuen Abschrift von Magdalen Nabbs »Zauberpferd«, bei der sie lediglich die Protagonistin in »Kim« umbenannte. Leider war die Welt noch nicht bereit für diese Sternstunde der Kreativität, und so musste der große schriftstellerische Durchbruch noch ein wenig warten. Letztendlich schaffte Cornelia Funke den Durchbruch und holte sie ganz und gar in die Welt der Buchstaben. Heute lebt sie zusammen mit ihrer Familie in Wennigsen.

Das Buch

Die siebzehnjährige Freya wächst in dem Glauben auf, alles um sie herum wäre perfekt. Trotz des Krieges, der die Menschen vor mehreren Jahrhunderten gezwungen hat, in großen Silos unter der Erde zu leben, kennt Freya keine Sorgen. Bis zu dem Tag, an dem sie ihre Familie verlassen muss. Eigentlich soll sie nur in eine andere Einheit verlegt werden, doch plötzlich bleibt der Zug inmitten einer Einöde stehen ...

Duncan ist ein ganz anderes Leben gewöhnt: Er lebt außerhalb der schützenden Silos und kämpft jeden Tag ums Überleben. Die Siedler unter der Erde hält er für Weichlinge. Doch dann trifft er auf Freya. Er will es zwar nicht zugeben, aber ihr Mut und ihre Tapferkeit beeindrucken ihn. Freya und Duncan sollten einander nie begegnen. Doch als Freya erkennt, dass ihr bisheriges Leben eine Lüge war, stehen sie plötzlich Seite an Seite und kämpfen für die, die sie lieben ...

Kim Nina Ocker

Rise

Die Ankündigung

Roman



Forever by Ullstein
forever.ullstein.de

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Originalausgabe bei Forever
Forever ist ein Digitalverlag
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
April 2015 (1)
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2015
Umschlaggestaltung:
ZERO Werbeagentur, München
Titelabbildung: © FinePic®
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95818-038-3

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugte Nutzung wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung,
Speicherung oder Übertragung können zivil- oder straf-
rechtlich verfolgt werden.

Für Eileen

Ohne Dich wäre keine dieser Figuren lebendig geworden!
Bald heißen sie alle wie Du, versprochen!

DAS UNHEIL SCHLEICHT SICH STETS VON HINTEN AN.

Freya

Ich presste mir die Hand auf Mund und Nase und bedeutete Rachel, still zu sein. Aber ihre Lippen zuckten bereits verräterisch und mir war klar, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis wir uns vor Lachen auf dem Boden kugeln würden.

»Sei still, oder sie hören uns!«, zischte ich über die Schulter und zog sie weiter. Wir drückten uns an die Hauswand und lugten dann gleichzeitig um die Ecke. Wenn uns jemand sähe, würden wir wahrscheinlich lediglich einen Rüffel bekommen. Aber man würde uns auch wegschicken und der schöne Anblick, weswegen wir uns anschlichen, bliebe uns verwehrt.

Rachel stieß unter mir einen anerkennenden Pfiff aus, als die ersten Jungs den Zug verließen. Sie hatte sich hingekniet, um an mir vorbei linsen zu können und sah jetzt aus wie ein Kleinkind, das sich in die Kleider seiner Mutter geworfen hatte.

Aber ich konnte ihr nur zustimmen. Die Neuankömmlinge waren in der Tat nett anzusehen. Die meisten von ihnen waren blond, nicht wirklich mein Typ, aber ihre Schultern waren breit und ihre Hüften schmal. Perfektes Erbgut eben.

»Wie viele sind es denn?«, flüsterte ich ungläubig. Normalerweise bestanden die Gruppen lediglich aus zehn, manchmal fünfzehn Mann. Doch jetzt füllte sich der kleine Platz vor den Schwebegleisen zunehmend, so dass ich nach ein paar Minuten den Überblick verlor.

Rachel zuckte unter mir bloß mit den Schultern, aber ich konnte an ihrem Gesicht sehen, dass es ihr nichts ausmachte, ein paar Heiratskandidaten mehr als üblich zu bekommen.

Die Neuen trafen nur einmal im Jahr in den einzelnen Einheiten ein, wenn überhaupt. Sie sollten dafür sorgen, dass wir nicht ausstarben. Ich persönlich fand diese Art von Zuchtverhalten ein wenig abstoßend, aber es musste sein. Die Bevölkerung der Einheiten war begrenzt, das wusste ich, und wenn es in einer Generation einen Geschlechterüberschuss gab, musste dafür gesorgt werden, dass jeder ein Gegenstück bekam. Niemand wusste warum, aber in der englischen Einheit, in der ich lebte, herrschte seit Jahren ein Überschuss an Mädchen, was Rachel und ich extrem langweilig fanden. Also kam jedes Jahr der blinde Zug an und brachte eine frische Portion Männer, damit wir versorgt wurden.

»Was glaubst du, wo sie herkommen?«

Ich besah mir die jungen Männer genauer. »Norwegen vielleicht?«

Rachel rümpfte die Nase. »Warum bekommen wir immer die Blonden? Können die uns nicht mal einen feurigen Latino gönnen?«

Ich gab keine Antwort, es wäre ohnehin sinnlos, mit ihr zu diskutieren. Klar, ich schlich mich gerne mit ihr an, um die Neuankömmlinge zu begutachten, das bedeutete aber nicht, dass ich auch nur einen Funken Interesse an ihnen hatte. Im Laufe der Jahre hatte ich genug Importpärchen gesehen, um die Haken dieses ganzen Masterplans zu erkennen.. Sie schienen zwar nett und freundlich zu sein, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie tatsächlich glücklich mit ihrer Partie waren. Immerhin bekamen sie meist die Mädchen ab, die entweder nicht schön genug oder zu dumm waren, um sich einen Jungen aus der Heimateinheit zu krallen.

Stirnrunzelnd sah ich zu Rachel hinunter. In einem Jahr würden wir an der Reihe sein, uns zu vermählen. Ich war mir ziemlich sicher, dass Rachel keine Schwierigkeiten haben würde, einen heiratswilligen, englischen Kandidaten zu finden. Zwar hatte sie keinen festen Freund, aber die Jungs in der Schule standen bereits in den Startlöchern, um diesen Platz einzunehmen. Mit ihren langen blonden Haaren und ihren wohlproportionierten Kurven würde sie nicht lange suchen müssen.

Bei mir sah das schon anders aus. Meine Beine würde man eher barhockermäßig als wohlproportioniert nennen und ich hatte keine lange blonde Mähne. Meine Haare waren feuerrot und lockten sich erbarmungslos um meinen Kopferum. Zwar reichten sie mir mittlerweile beinahe bis zur Taille, aber das rettete die Sache leider auch nicht.

So wie es aussah, würde ich in einem Jahr also genau eines dieser übriggebliebenen Mädchen sein, die sich mit der Importware begnügen musste.

»Lass uns verschwinden, bevor die Schließer uns erwischen«, sagte ich zu Rachel und drückte mich an der Hauswand zurück. Die Schließer waren der Abschaum der Aufseher in unserer Einheit. Es existierten zwei Arten von Wachposten in England: Die einfachen Aufseher, die lediglich dafür verantwortlich waren, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen für Ordnung zu sorgen. Und dann gab es die Schließer, also die Männer, die die Macht besaßen, dich für deine Vergehen zu betrafen. Nicht, dass ich persönlich Erfahrungen damit gemacht hatte, aber ich kannte die Geschichten. Die Schließer waren meist größer und missmutiger als die Aufseher und bildeten sich meiner Meinung nach eine Spur zu viel auf die Tatsache ein, dass sie die Schlüssel für die Verliese an den Gürteln trugen, zumal diese heutzutage mehr Dekoration als Werkzeug waren. Die Zeiten, in denen unartige Bürger auf Befehl der Regierung in den Ker-

ker gesperrt wurden, waren lange vorbei. In diesen Zeiten bewachten die Schließer die Züge und maßregelten pubertäre Schuljungen. Meiner Ansicht nach nicht gerade ein Traumjob.

Rachel und ich rannten kichernd zurück zum Markt und hielten erst an, als die Menge uns verschluckt hatte. Heute war Tag zwölf, was bedeutete, dass neue Waren aus den anderen Einheiten eintrafen. Früher hatten die Wochen sieben Tage gehabt, doch die Zeitrechnung wurde angepasst. Zwölf Tage in einer Woche – das bedeutete zehn Arbeitstage und zwei, in denen wir frei hatten. Effizienzsteigerung nannten das unsere Lehrer. Das war eine Sache, die man uns im Geschichtstest abfragte, auch wenn diese Entscheidung lange vor meiner Geburt getroffen worden war.

Ich hielt inne, als wir an einem jungen Mann vorbeiliefen, der seinen Kast, eine Mütze, den die Jungen vorschrittmäßig während der Schulzeit zu tragen hatten, ein wenig zu tief ins Gesicht gezogen hatte.

»James!«, rief ich vorwurfsvoll, als ich meinen Bruder erkannte. »Was machst du hier?«

Er reagierte nicht sofort, beinahe so, als hoffte er, ich würde einfach weitergehen. Aber den Gefallen würde ich ihm nicht tun. Schließlich knurrte er frustriert und sah zu mir auf: »Was willst du, Freya?«

Ich stemmte die Fäuste in die Seiten und deutete auf den Klappstisch, hinter dem er hockte. Auf der Tischplatte waren Felle und Lederstücke ausgelegt und mit Preisschildern gekennzeichnet. »Du verkaufst schon wieder! Weiß Mutter davon?«

»Solange du es ihr nicht sagst, nein.«

Unsere Mutter wollte nicht, dass wir eigenständig auf dem Markt verkauften. Zwar war er am zwölften Tag für jeden frei, aber für gewöhnlich verkauften nur Kinder aus armen Familien ihre eigenen Erzeugnisse, um sich die Heuer auf-

zubessern. Wir taten so etwas nicht. Wir waren anständige Leute, die anständige Dinge taten und definitiv nicht auf dem Markt hinter irgendwelchen Klapptischen saßen.

Rachel angelte nach meiner Hand und wollte mich weiterziehen, aber ich stemmte die Absätze in den Boden. »Was denkt Mutter, wo du bist?«, fragte ich meinen Bruder.

Seine Augen blitzten zornig. Seit Vater tot war, war er offiziell der Mann im Haus, was aber nicht bedeutete, dass er tun und lassen konnte, was er wollte. »Halt dich aus meinen Angelegenheiten raus, Freya! Kümmere dich um deinen eigenen Kram!«

»Ich warne dich, James«, sagte ich leise und beugte mich ein Stück zu ihm herunter, »wenn du weiter diese Egonummer abziehst, erzähle ich Mutter davon.«

Damit drehte ich mich um und stapfte davon, bevor er etwas erwidern konnte. Rachel warf mir einen fragenden Blick zu, aber ich schüttelte nur den Kopf. In letzter Zeit hatte ich das Gefühl, dass James durchdrehte. Er war nur noch selten zu Hause, schlich sich nachts raus und gab Geld aus, von dem niemand wusste, woher es kam. Im Grunde konnte es mir egal sein, aber ich sah, wie Mutter unter seinen Launen litt.

Rachel verabschiedete sich und rannte Richtung Südviertel davon, wo sie mit ihren Eltern lebte. In unserer kleinen Einheit gab es drei Stadtviertel, die allerdings nahtlos ineinander übergingen. Auch wenn es keine klassischen Gesellschaftsschichten gab, hatte ich immer den Eindruck, dass das Südviertel nobler war als der Rest. Wenn ich Rachel besuchte, schien der Himmel dort blauer zu sein und die unechte Sonne heller zu strahlen. Ich sah ihr kurz hinterher, dann bog ich in eine kleine Seitenstraße ein, die nicht ganz so überfüllt war wie der Marktplatz. Als die Stimmen hinter mir verebbten, schloss ich für einen Moment die Augen und atmete ein. Die Luft roch nach gar nichts, aber das tat sie nie. Mir war klar, dass ich mich wahrscheinlich gerade

meilenweit unter der Erdoberfläche befand und dass sich über mir nichts als karge Einöde befand. Dennoch konnte man diese Tatsache leicht vergessen, wenn man hoch in den scheinbar strahlenden Himmel schaute. Die Hologramme über meinem Kopf waren so lebensecht, dass ich das Gefühl hatte, ich könnte meinen Arm ausstrecken und nach den Wolken greifen. Es wirkte so, als könnte ich meine Finger durch die watteartige Struktur bewegen und so tun, als wäre ich im Freien und würde echte, klare Lust einatmen. Aber das alles war lediglich ein Schwindel – wenn auch ein Schwindel, der uns das Überleben sicherte.

Ich lief eine Weile in der Gegend herum, bis ich das leichte Flimmern hinter einer Hauswand entdeckte. Ich war an der Grenze angekommen, die meine Einheit umschloss. Es war eine mannshohe Steinmauer, der man ansah, dass man nicht einfach über sie hinwegklettern konnte. Auch wenn ein Hologramm dafür sorgte, dass man hoch in einen klaren Himmel sehen konnte, verursachte das Flimmern ein Gefühl der Beklemmung in meinem Magen. Ich wusste, dass die Wand unserer Sicherheit diente. Und dennoch war ich neugierig auf das, was sich hinter der Technik und den Steinen verbarg.

Wir hatten schon vor Jahren in der Schule gelernt, unsere Mauern und die Tonnen an Erde über uns zu schätzen. Es bewahrte uns vor dem Bösen da draußen, das die Menschen vor Jahrhunderten in die Einheiten gezwungen hatte. Vor circa fünfhundert Jahren waren die Völker in einem Weltkrieg aufeinander losgegangen und hatten sich bekämpft, bis die Menschen fast ausgestorben waren. Die Überlebenden hatten sich mit Müh und Not zusammengerauft und ein Abkommen geschlossen. Sie wurden in sieben Einheiten aufgeteilt, und mit Hilfe der unterirdischen Silos hat man ein Territorium geschaffen, in dem sie sicher und friedlich leben konnten. Die Erde und die Mauern hielten die Radioaktivität fern und auch die Untiere, die sich im Laufe der

Jahrhunderte den fürchterlichen Bedingungen angepasst haben mussten. Meine Brüder, meine Mutter und ich lebten in der englischen Einheit, die jungen Männer aus dem blinden Zug kamen höchstwahrscheinlich aus der norwegischen. In etwa dort, wo früher Frankreich gelegen haben musste, befand sich jetzt ein Silo, das mit beinahe zehntausend Menschen die mit Abstand größte Einheit war. Ich konnte mir dieses Größenverhältnis nicht einmal vorstellen. Dort gab es angeblich meilenweite Tunnelsysteme, die ganze Siedlungen miteinander verbinden sollten. In unserer Einheit lebten knapp achttausend Menschen und ich hatte zeitweise das Gefühl, wir würden aus allen Nähten platzen. Ich wusste, dass es irgendwo noch vier weitere Einheiten geben musste. Wir lernten die Standpunkte und Bevölkerungszahlen der verschiedenen Gruppen im Geschichtsunterricht, aber abgesehen davon wurde selten über die Fremdeinheiten gesprochen. Wenn wieder einmal ein blinder Zug ankam, wurde eine Zeitlang ein Riesenwirbel um die jeweilige Einheit gemacht, der ganze Trubel ging jedoch meistens an mir vorbei. Es interessierte mich nicht besonders. Wir waren innerhalb der Mauern in Sicherheit, und das zählte.

Auch wenn ich mir manchmal wie ein Tier im Käfig vor kam, wusste ich doch, was die Alternative war. Denn was wir in der Schule ebenfalls lernten, war, dass es draußen weitaus Schlimmeres gab als das Gefühl des Eingesperrtseins. Es existierten immer noch Bomben, die einem bei der kleinsten Berührung ein Bein oder einen Arm absprengen konnten. Teilweise war die Luft verseucht oder radioaktiv. Das Wasser konnte einem die Haut von den Knochen schälen und die Sonne kochte dich bei lebendigem Leib. Außerdem erzählte man sich, dass es draußen Tiere gab, und das allein war schon ein Grund, drinnen zu bleiben. Den Lehrern zufolge waren alle Tiere ausgestorben, mit Ausnahme der Rinder, die wir uns für die eigene Nahrungsbeschaffung heranzogen. Ich

selbst hatte noch nie etwas anderes als eine Kuh gesehen, und selbst das nur im Fernsehen, aber ein Junge aus meinem Jahrgang hatte mir mal eine Zeichnung von einem Wolf gezeigt und das hatte mir gereicht.

Die einzige Möglichkeit, eine Einheit zu verlassen, war der ferngesteuerte Gütertransport oder der blinde Zug, der einmal im Jahr ankam. Unterm Strich war ich also in dieser Einheit geboren und würde hier auch sterben.

Ich trat einen weiteren Schritt an die Mauer heran und streckte die Hand aus. Es war eine normale Steinmauer, wie sie früher wahrscheinlich um unzählige Städte gezogen worden war. Mir war klar, dass sich hinter dieser unscheinbar aussehenden Oberfläche tonnenweise Schutt und Erde befanden, genau wie über unseren Köpfen. Doch ich dachte nicht oft darüber nach. Durch Hologramme, die an die Decken der Silos projiziert wurden, hatte man tatsächlich den Eindruck, an der klaren, freien Luft zu stehen. Nachts sah man einen sternklaren Himmel und tagsüber die Sonne oder perfekte Wolken, die langsam vorüberzogen. Es wirkte alles so echt, doch niemand von uns vergaß je, dass wir niemals frische Luft atmen würden. Ein paar Zentimeter vor der flimmernden Oberfläche begannen meine Fingerspitzen zu kribbeln und ich hielt inne. Als Kinder hatten wir Mutproben gemacht, wer sich am dichtesten an die Oberfläche herantraute. Berührt hatten wir sie nie, das wäre Selbstmord gewesen. Die Schließer erzählten, dass man einen tödlichen Stromschlag bekam, wenn man es tat. Und tatsächlich gab es im Laufe der Jahre immer mal wieder ein paar Tote, die dem Zaun zugeschrieben wurden.

Nach einer Weile zog ich die Hand wieder zurück und machte mich auf den Weg nach Hause. Mutter würde bald von der Arbeit kommen und sie würde durchdrehen, wenn sie sah, dass ich nicht gekocht hatte.

Unser Haus lag im Nordviertel und war eines der mittelständigen Anwesen der Einheit; eines von etwa vierzig identischen Reihenhäusern, die sich dicht aneinander drängten. Die Fassade war von einem strahlenden Weiß, das nie zu verblassen schien, und in den Kästen vor den Fenstern blühten bunte Papierblumen. Ich stieg die Vortreppe hinauf und drückte meinen Daumen auf das Scanfeld neben der Tür, die mit einem Surren aufsprang.

»Samuel?«, rief ich und pfefferte meine Tasche in den Hausflur. Neben der Tür hing seine Ausgehgarderobe, also musste er zu Hause sein. »Komm her, und zwar dalli! Du musst mir mit dem Fisch helfen!«

Oben war ein dumpfer Aufprall zu hören, dann donnerte ein kleines schwarzes Etwas die Treppe herunter und traf mich frontal gegen den Bauch. Ich stolperte nach hinten und umfasste meinen kleinen Bruder, um ihn mir über die Schulter zu heben. Er kiekste und strampelte, aber er hatte keine Chance.

»Der Versuch war lausig, Sam!«, sagte ich gespielt enttäuscht und hielt ihn auf Armeslänge von mir, um ihn ansehen zu können. Unter seinen Augen prangten schwarze Kohlestriche. »Wie sehen Sie denn aus, Soldat?«

Sam kicherte. »Wir haben die Schließer besiegt, Kommandeur. Sie haben sich ergeben.«

»Gute Arbeit«, lobte ich und ließ ihn fallen. »Nach der Mission Schließer folgt jetzt die Mission Abendessen. Sind Sie bereit?«

Er salutierte und rannte dann davon, hoffentlich um sich die Hände zu waschen.



Am Abend versammelten wir uns alle vor dem Fernseher, um uns die Zusammenfassung der Woche anzugucken. An Tag zwölf wurden Neuigkeiten verkündet oder an wichtige anstehende Ereignisse erinnert. Diese Stunde an Nachrichten war Pflicht für jede Einheit, auch wenn sie meist langweilig war, da durch das Getratsche in der Schule die meisten Neuigkeiten bereits verbreitet wurden. Außerdem würde es heute Abend um die Ankunft des blinden Zuges gehen, und durch meine Spionageaktion vom Nachmittag war ich bereits bestens informiert.

Halbherzig ließ ich mich auf die Couch neben Samuel fallen. Sofort rutschte er zu mir herüber und verknötete seine Beine mit meinen, wie ich es früher immer getan hatte, als er seinen ersten Wachstumsschub gehabt und ausgesehen hatte wie ein Strichmännchen.

»Heute ist der blinde Zug angekommen«, verkündete ich, und versuchte dabei, ein wenig Interesse zu zeigen.

Mutter warf mir einen argwöhnischen Blick zu, der klar machte, dass sie von Rachels und meiner Spionageaktion wusste. »Estelle und ich haben den ganzen Nachmittag an ihren Bunden gesessen. Ich will also hoffen, dass sie wirklich da sind.«

Meine Mutter arbeitete in der Schneiderei, was bedeutete, dass sie natürlich über die Ankunft der Neuankömmlinge informiert war. Innerhalb der Einheit herrschte eine strenge Kleiderordnung, die auch die Norweger zu befolgen hatten. Jungs, die noch zur Schule gingen, trugen *Bunde*, zusammenpassende Hosen und Jacken aus Leder, und einen *Kast*, einen flachen Hut mit Krempe. Wir Mädchen trugen im Sommer blaue Kleider, im Winter oder an kälteren Tagen einen dünnen Overall. Beides war nicht wirklich strapazierfähig, aber das Winteroutfit war von beiden das kleinere Übel.

Als die Eingangsmelodie der Nachrichten ertönte, setzten wir uns alle ein wenig gerader hin, auch wenn Mutter und mir anzusehen war, dass sich unsere Spannung in Grenzen hielt. Die immerzu strahlende Sprecherin erschien auf dem Bildschirm, über ihrer linken Schulter zeigte ein kleines Fenster ein Bild des Güterzuges.

Sie plapperte eine Weile über die letzte Lieferung aus der deutschen Einheit, die wohl beschädigte Waren enthalten hatte und machte dann eine dramatische Pause. Das Bild über ihrer Schulter wechselte und zeigte eine Sekunde später das Foto von einer Gruppe blonder Jungen, die mit Zahnpastalächeln in die Kamera schielten.

»Noch nie wurde die Ankunft des blinden Zuges mit solch einem Staunen begrüßt wie dieses Jahr, meine sehr geehrten Engländer und Engländerinnen, denn noch nie war der Bahnsteig so überfüllt.«

Ich nickte unwillkürlich. »Das stimmt. Das müssen um die zwanzig Kerle gewesen sein.«

»Und trotzdem ergaben neuste Auszählungen, dass die Zahl der heiratsfähigen Mädchen in diesem Sommer die Zahl der Jungen weit überschreitet. Der Bürgermeister spricht in diesem Fall von einer enormen weiblichen Überbevölkerung.« Die Moderatorin erlaubte sich ein kurzes Kichern, bevor sie wieder professionell die Hände über ihren Papieren faltete. »Aufgrund dieser ungewöhnlichen Situation hat das Magistrat beschlossen, dass in diesem Jahr auch England an dem Austausch-Verfahren teilnehmen wird.«

Neben mir schnappte Mutter nach Luft. Ich hätte es ihr gerne gleich getan, aber meine Muskeln schienen in eine Art Schockstarre verfallen zu sein. Samuel runzelte die Stirn und zupfte fragend an meinem Ärmel, doch ich reagierte nicht, sondern starrte weiter auf das unecht aussehende Lächeln der Fernsehmoderatorin.

»Da die englische Einheit in der Vergangenheit nur einseitig von dem Verfahren des Austauschtransportes profitiert hat, bedeutet diese Entscheidung für uns alle eine ungewisse Veränderung. Am morgigen Tag werden die Namen der Glücklichen verlesen, am Nachmittag erfolgt dann die Abfahrt des blinden Zuges.«

Ich keuchte leise. »Schon morgen?«

Die Frau machte eine dramatische Pause. »Alle ledigen Mädchen im Alter von siebzehn Jahren können von den Änderungen betroffen sein. Mein Name ist Tracy McBillens und ich wünsche Ihnen erfolgreiche zwölf Tage.«

Sam angelte mit seiner Kinderhand nach der Fernbedienung und drückte auf den roten Knopf. Der Bildschirm wurde schwarz und hinterließ eine drückende Stille.

»Was hast du, Freya?«, fragte er nach ein paar Sekunden.

Ich antwortete nicht, doch Mutter hatte sich erhoben und strich Sam mit zitternden Händen über die blonden Haare. »Komm mit, Samuel, du musst ins Bett.«

Er wollte protestieren, doch irgendetwas in dem Gesicht meiner Mutter musste ihn davon abgehalten haben. Mit zusammengezogenen Augenbrauen drückte er mir einen Kuss auf die Wange und lief die Treppe hinauf.

Als ich alleine im Wohnzimmer saß, atmete ich zitternd aus. Mir war nicht aufgefallen, dass ich die Luft angehalten hatte. Unsere Einheit würde am Austauschverfahren teilnehmen. Wir wussten immer, dass diese Möglichkeit bestand, aber das war eine Sache, die irgendwann einmal in ganz ferner Zukunft möglich war. Nicht jetzt, nicht in meinem Jahrgang. Bisher hatten wir immer nur junge Männer aus anderen Einheiten bekommen. Jetzt sollten ein paar von uns selbst zur Importware werden. Ohne zu wissen, in welche Einheit es ging und vor allem ohne zu wissen, ob wir jemals nach England zurückkehren würden.

Ich war genau siebzehn Jahre alt. Nächstes Jahr würde ich verheiratet werden und es war üblich, seine neue Einheit ein Jahr im Voraus zu beziehen. Ich war also exzellentes Erbgut.

Mutter kam wieder zurück und setzte sich angespannt mir gegenüber in den Sessel. »Wir müssen das Beste daraus machen, Freya.«

Verwirrt sah ich sie an. »Was soll das heißen?«

»Nächste Woche werden die Namen der Mädchen bekannt gegeben, die die Einheit mit dem blinden Zug verlassen werden. Wenn dein Name dabei sein sollte, Freya, dann wirst du erhobenen Hauptes in diesen Zug steigen und die beste Braut werden, die deine neue Einheit jemals ihr eigenen nennen durfte, hast du verstanden?«

Ich sah sie verwirrt an, nicht gewillt, irgendeinen Sinn in ihren Worten zu finden. Sie war meine Mutter. Sollte sie da nicht ein wenig bestürzter über die Aussicht sein, ihre eigene Tochter an den Austausch zu verlieren?

WARUM SICH IN DINGE EINMISCHEN, DIE EINEN NICHTS ANGEHEN?

Duncan

Ich roch ihn, bevor ich ihn sah. Einen halben Meter über meinem Kopf hockte ein pechschwarzer Puma und lauerte auf irgendetwas, das meinen Augen verborgen blieb. Schlecht für ihn, dass ganz offenbar auch ich seinen Augen verborgen blieb. Ich schlich mich zwei Schritte näher, spannte den Bogen, zielte und schoss.

Der Pfeil bohrte sich durch den Hals des Tieres und der massige Körper kippte wie ein nasser Sack vom Baum. Mit einem dumpfen Laut landete er vor meinen Füßen. Ich zog den Pfeil mit einer routinierten Bewegung heraus, öffnete mit der Spitze die Halsschlagader und überstreckte den Kopf des Pumas, damit sein Körper ausbluten konnte.

»Mellack«, rief ich über die Schulter.

Mellack hatte schwarze Haut und die breitesten Schultern, die ich in meinem Leben jemals gesehen habe und dennoch bewegte er sich vollkommen lautlos durch das Unterholz auf mich zu. »Glatt erwischt, Mann.«

Ich warf ihm ein spöttisches Grinsen zu. »Hilf mir, ihn mitzunehmen.«

Zusammen hievten wir den Körper auf unsere Schultern. Ich zog ein Stück Leinen aus meinem Rucksack und stopfte es in die Wunde am Hals, damit wir keine Blutspur hinterließen. Das Letzte, was wir brauchen konnten, war, dass die Wölfe uns folgten.

Als wir den Rand des Waldes erreichten, wurden unsere Schritte langsamer. Vor uns erstreckte sich eine kaum wahrzunehmende Schwebebahnschiene, was bedeutete, dass wir vorsichtig sein mussten. Es gab Schienenabschnitte, denen man meilenweit gefahrlos folgen konnte, doch ich wusste, dass sich hier in der Nähe ein Bunker befand. Wir wussten, dass die Schienen irgendwann hinunter in die Erde führten, doch konnten wir das nicht sehen. Die Städte mochten unter der Erde liegen, doch über jeder einzelnen befand sich eine Art Kuppel, die mit dem bloßen Auge kaum zu erkennen war. Wir vermuteten, sie diene als ein Schutzschild, der Angriffe von oben verhindern sollte. Die Außenseite der Kuppeln bestand aus einem einzigen, riesigen Hologramm, das sich perfekt in die Umgebung einfügte. Man könnte denken, die Kuppeln bestünden aus Glas, doch spätestens, wenn ein Zug eintraf, erkannte man seinen Irrtum. Ich hatte oft beobachtet, wie sich das Tor in der unsichtbaren Wand für einen Zug öffnete. Dahinter befand sich nichts als Schwärze. Im Sonnenlicht konnte man das Flimmern der Kuppel sehen, aber jetzt, wenn die Wolken die Sonne verbargen, war es unmöglich, das Gebilde von Weitem zu erkennen.

Mellack ließ den Puma fallen und bückte sich nach ein paar Steinen. Ich tat es ihm gleich und wir warfen probeweise ein paar Brocken in Richtung Schienen. Nichts passierte.

»Vielleicht sind wir zu weit«, sagte er.

Ich schüttelte den Kopf und machte drei Schritte parallel zu den Schienen. Dann warf ich erneut. Der Stein flog ein paar Sekunden durch die Luft, bis er mit einem lauten Knall scheinbar im Nichts abprallte. Die Kuppeln standen unter Strom. Wir würden es vermutlich nicht überleben, wenn wir sie berührten.

»Bingo!«, zischte Mellack an meiner Seite und lud sich den Puma erneut auf die Schulter. Für gewöhnlich jagten wir nicht in diesem Gebiet, weil man immer Gefahr lief, gegen

den unsichtbaren Zaun zu rennen und sich einen Stromschlag einzufangen.

Wir gingen langsam weiter und schmissen hin und wieder ein paar Steine, bis wir die Wölbung der Kuppel erreichten und die Schienen überqueren konnten.

»Ich glaube, ich würde gerne mal reingucken«, bemerkte Mellack neben mir und legte den Kopf in den Nacken, um den Stein zu sehen, der gegen die unsichtbare Barriere krachte. »Glaubst du, dass sie anders aussehen als wir?«

Ich folgte seinem Blick, auch wenn man nichts als den grauen Himmel sehen konnte. »Wahrscheinlich haben sie Kiemen oder so etwas.«

Er ging nicht auf meinen Kommentar ein. »Mich würde interessieren, ob sie wissen, dass wir hier herumrennen.«

»Warum sollten sie nicht?«

»Hast du je einen von ihnen gesehen? Die Züge fahren automatisch und es kommt doch niemals jemand heraus. Abgesehen von den Frauen bei der Registrierung, aber das ist jawohl nicht ganz freiwillig.«

Ich ruckte mit der Schulter, damit der Puma nicht herunterrutschte. »Vielleicht können sie ja herausgucken. Nur, weil wir sie nicht sehen, heißt das ja nicht, dass sie uns auch nicht sehen können.«

»Glaubst du?«, murmelte er und sah wieder zu der Stelle, unter der sich der Bunker befinden musste. Seine Hand zuckte, als würde er überlegen, ob er winken sollte.

Vor Lachen ließ ich beinahe meine Beute fallen. »Vergiss es, Mann. Selbst wenn die uns sehen können, sind wir ihnen wahrscheinlich viel zu dreckig.« Ich wusste genau, dass niemand uns sehen konnte, doch es machte Spaß, Mellack dabei zuzusehen, wie er sich für seine imaginären Nachbarn ein Bein ausriss.

»Sie müssen uns sehen können.« Anscheinend hatte er überhaupt nicht mitbekommen, dass ich mich über ihn lustig

machte. »Sie können unmöglich den ganzen Tag im Dunkeln sitzen.«

Ich beschloss, ihn mit seinen Gedanken alleine zu lassen und zu schweigen. Wir würden uns ohnehin nicht einig. Mellack gehörte zu den Leuten, die von den Erdlöchern fasziniert waren, und die ihr Geheimnis irgendwie anziehend fanden. Dazu gehörte ich nicht. Ich kannte ihre Entstehungsgeschichte und wusste, dass die Urbevölkerung der Einheiten, wie sie es nannten, vor ihrem Einzug sorgfältig einige Gruppen aussortiert hatten. Die Kranken und Schwachen wurden ausgesperrt und ihrem Schicksal überlassen, damit das kostbare Erbgut der Erdratten nicht gestört wurde. Vielleicht waren das da drin nicht dieselben Menschen, aber der Apfel fiel ja bekanntlich nicht weit vom Stamm.

Eine Weile liefen wir schweigend hintereinander her, die Beute zwischen uns. Der Puma würde den Hunger unserer Gruppe für zwei Tage stillen, vielleicht drei. Zurzeit bestand das Lager aus fünf Männern, aber jedes Mal, wenn ich wiederkam, änderte sich die Zusammensetzung. Einige von uns – wir nannten uns *Parier* –, lebten in festen Dörfern. Doch das war nie mein Ding gewesen. Ich mochte es nicht, jeden Tag zum selben Ort zurückzukehren und jede Nacht unter dieselbe Decke zu schlüpfen. Ich brauchte den freien Himmel über mir, die Möglichkeit, abzuhaufen, wenn es brenzlich wurde. Diejenigen, die so lebten wie ich, streiften durch die Gegend und kamen nur hin und wieder zusammen, um Essen zu teilen und sich mal zu unterhalten. Hin und wieder lief man sich über den Weg, aber im Großen und Ganzen reiste ich allein. Es lebten zu viele Verrückte da draußen, um sich guten Gewissens neben dem Erstbesten schlafen zu legen. Manche waren im Laufe der Jahrzehnte wieder zu Kannibalen geworden und hatten zu lange Zeit in den atomverseuchten Gebieten verbracht.

Mellack kannte ich schon eine Weile und jedes Mal, wenn wir uns trafen, blieben wir ein paar Tage, manchmal Wochen zusammen. Hin und wieder war es recht angenehm, wenn man sich mit der Wache abwechseln konnte, anstatt jede Nacht auf einen Baum zu klettern.

Nach etwa einer Stunde Fußmarsch kamen wir beim Lager an. Joel, ein kleiner hagerer Kerl aus dem Süden, stocherte mit einem langen Stock im Feuer herum. Als Mellack und ich durch die Büsche kamen, sah er auf.

»Sagt mir, dass ihr was gefangen habt. Ich verhungere.«

Als Antwort ließen wir den Puma fallen und ernteten einen anerkennenden Pfiff. »Wolltest du nicht fischen?«

»Das Jägerglück ist heute ganz offensichtlich auf deiner Seite, Duncan, nicht auf meiner«, säuselte Joel und zeigte mir ein gelbes Lächeln. Ich konnte den Kerl nicht leiden. Meiner Meinung nach machte er den ganzen Tag nichts anderes, als faul auf seinem Hintern zu sitzen und die Fehler in seinem Leben dem Pech oder Schicksal zuzuschreiben.

Hinter Joel trat Dwight aus dem Wald. Sein Gesicht war vernarbt und die linke Augenbraue gespalten. Trotzdem waren seine Augen klar und wachsam und in diesem Moment ernster, als ich es je bei ihm gesehen habe. »Der Zug ohne Augen ist heute wieder angekommen. Ich schätze, morgen ist die letzte Möglichkeit.«

Verwirrt sah ich zu Joel, dem dieser Satz wohl irgendetwas sagte. »Was soll das heißen?«

Dwight wich meinem Blick aus, aber Joels wässrige Augen bohrten sich förmlich in meine. »Einmal im Jahr fährt dieser vermaledeite Zug unter die Erde und kommt einen Tag später wieder raus. Es wird Zeit, nachzusehen, was drin ist.«

Ich ließ das Messer sinken, das ich zum Abschwarten zur Hand genommen hatte. »Was soll das heißen? Ihr wollt den Zug anhalten?«

Joel grinste nur, aber von ihm hatte ich auch keine ernstzunehmende Antwort erwartet. Ich sah Dwight an, der immer noch ein wenig zu interessiert an dem toten Puma war. Unter meinem Blick sah er auf und rieb sich mit der Hand am Kinn. »Den letzten Winter hätten wir beinahe nicht durchgestanden, Duncan. Die Wölfe rücken unserem Dorf immer weiter auf die Pelle.«

Ich wusste, dass Dwight in einem Dorf lebte und bald wieder dorthin zurückkehren würde. Doch das war keine Antwort auf meine Frage gewesen. »Und inwiefern sollte euch dieser verdammte Zug dabei helfen, die Wölfe vom Dorf fernzuhalten?«

Er zuckte die Schultern. »Keiner von uns weiß, was drin ist.«

»Eben!«

»Vielleicht Waffen.«

Ich schnaubte spöttisch und steckte das Messer zurück in meinen Hosenbund. »Wofür sollten die Siedler Waffen brauchen, Dwight? Das ist Schwachsinn.«

»Was haben wir zu verlieren?«, fragte er und ich erkannte an seiner Stimme, dass er sich nicht abbringen ließ.

»Dein Leben vielleicht?«

»Warum sollten sie diesen Zug bewachen lassen, Duncan? Keiner von uns hat sich jemals in der Nähe dieses Dings blicken lassen. Sie haben keinen Grund, misstrauisch zu sein, also werden sie bestimmt keine Abwehrmaßnahmen getroffen haben. Der Zug mit den Gütern ist ferngesteuert, warum sollte es bei diesem hier anders sein?«

Ich hielt das Ganze immer noch für eine Schwachsinnsidee, auch wenn ich keinen seiner Einwände entkräften konnte. Wir alle wussten, dass der braune Zug, der regelmäßig die Bunker passierte, vollgestopft war mit Nahrungsmitteln und irgendwelchen anderen Utensilien. Darum hatten wir uns nie gekümmert. Nahrung beschafften wir uns selbst,

und mit den Gegenständen, die ansonsten geladen waren, konnten wir nichts anfangen. Wir waren zufrieden damit, dass die Fischgläser uns ignorierten und wollten möglichst keine Aufmerksamkeit auf uns ziehen. Mit dem weißen, fensterlosen Zug sah es dagegen anders aus. Er kam nur einmal im Jahr, blieb einen Tag und fuhr dann wieder weg. Keiner von uns wusste, was für eine Funktion er hatte, da man nicht hineinsehen konnte. Und dagegen hatte ich persönlich auch absolut nichts einzuwenden.

»Das ist Wahnsinn«, sagte ich noch einmal und machte mich wieder daran, dem Puma das Fell abzuziehen. »Was ist, wenn Menschen an Bord sind?«

Joel sah auf, in seinen Augen nichts als Spott und eine Spur Wahnsinn. »Dann bringen wir sie um. Ein paar Ratten mehr oder weniger machen keinen Unterschied. Und wenn Frauen an Board sind, haben wir den Winter erst recht überstanden.«

»Du willst ernsthaft eine zur *Registrierung* bringen?« Ich wusste nicht, warum ich mich überhaupt wunderte. Joel war einer die widerlichsten Menschen, die ich kannte, und seine Aussage hätte mich nicht überraschen sollen. Die Registrierung war eine stille Vereinbarung zwischen den Chefs der Silobewohner und unseren Dörfern. Zusammengefasst: Es interessierte mich einen Scheißdreck!

Wie erwartet, zuckte Joel nur mit den Schultern. »Warum nicht?«

Ich sah Dwight an und erwartete, dass er mir zustimmen würde. Doch sein Blick war genauso fragend wie Joels, was mich nur noch wütender machte. »Weil ich kein verdammter Dörfler bin, Dwight! Ich halte mich aus solchen Angelegenheiten heraus!«

»Wenn es mein Überleben sichert, mische ich mich gerne ab und zu mal ein.«, kommentierte er trocken und ich wusste, dass die Diskussion beendet war.

Ich warf ihm einen vernichtenden Blick zu, aber er beachtete mich gar nicht. Nicht, dass ich den Siedlern eine Träne nachgeweiht hätte, doch die ganze Aktion war riskant. »Ich werde euch begleiten«, sagte ich nach kurzem Überlegen. Wenn diese Hornochsen schon vorhatten, in den Wagen einzusteigen, dann wollte ich dabei sein und zumindest aus der Ferne zusehen.

Joel tippte sich mit der Spitze seines Stocks an die Stirn. »Du wirst uns die Tour versauen, Mann. Das kannst du vergessen.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen begegnete ich seinem Blick. »Willst du heute Abend etwas zu essen abbekommen, Joel?«

Er warf Mellack einen zornigen Blick zu, aber auch ohne hinzusehen wusste ich, dass er auf meiner Seite war. Nach einem kleinen Blickduell schnaufte Joel missmutig und gab auf. »Wir brechen bei Tagesanbruch auf. Sei pünktlich oder lass es sein!«

Mehr unter forever.ullstein.de